It. coll.
85
A-19,3

It. coll. 85 1562.
(A 19 13 64
289

1558 · von d. v. Groß'schen Bibliothek 10 x.

<3663727683001 2
<3663727683001 2
Bayer. Staatsbibliothek

-54

Dr. Roth

Sprengel, Matth. Chr.:
Bibliothek d. neuesten u. wichtigsten Reisebeschreibungen. Bd. 19,3

# Reise nach der Insel Martinique.

Nebst einer kurzen Beschreibung derselben.

Von

J. R****,
Französischem Brigade-General.

Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Zusätzen begleitet.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.
1805.

Bayerische Staatsbibliothek
Wb/50/269

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

## Vorerinnerung.

Nachrichten von der wichtigen Französisch-Westindischen Insel Martinique sind dem Geographiefreunde immer willkommen, wenn sie auch nur Einiges dazu beitragen, die Lücken in unsrer Kunde derselben ausfüllen zu helfen.

Martinique ist uns in neueren Zeiten weniger bekannt, als in frühern. Das Französische Westindien ist noch von keinem Bryan Edwards beschrieben worden.

Labat's Beschreibung der Antillen ist nun veraltet. *)

*Thibault de Chanvallon*'s noch immer schätzbares Werk: Voyage à la *Martinique*, contenant diverses observations sur la physique, l'histoire naturelle, l'agriculture, les moeurs et les usages de cette isle, faites en 1751 et dans les années suivantes. Paris, 1763, 2 Vol. gr. in 4to — ist nun schon auch beinahe fünfzig Jahre alt.

Raynal hat seine Schilderung aus diesen älteren Berichten geschöpft und wenig Neueres beigefügt.

Einzelner Nachrichten in neueren Reisebeschrei-

*) Nouveau Voyage aux Isles d'Amérique etc. etc. Erste Ausgabe, Paris, 1722. VI Bde. in 12. Neueste 1742, VIII Bde. in 12. m. K. Teutsche Uebersetzung v. Schad. 8. Nürnb. 1782.

bungen sind wenige und diese auch nicht sehr befriedigend.

Die Reise, von welcher hier eine etwas abgekürzte Uebersetzung geliefert wird, ist zwar auch nicht ganz neu, ob sie gleich erst im Jahre 1804 zu Paris unter dem Titel:

*Voyage à la Martinique.* Vues et Observations politiques sur cette Isle, avec un Apperçu de ses productions végétales et animales. Par J. R*** Général de Brigade. A Paris, chez *L. Pélletier* —

erschienen ist; aber sie enthält doch manche gute und brauchbare Nachricht, um deren willen sie gewiß verdiente, wenigstens Auszugsweise übersetzt zu werden, wie dies hier geschehen ist.

Dieser Uebersetzung sind dann auch von dem Herausgeber einige kleine Zusätze, welche die neuesten bekannten statistischen Angaben über die Insel

Martinique enthalten, und von der Verlags-handlung eine Charte derselben beigefügt worden. Beides wird hoffentlich unsern Lesern nicht unangenehm seyn.

T. F. Ehrmann.

# Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Bemerkungen über die Hauptorte von Martinique, und über den Widerstand, den diese Insel einem Feinde leisten kann. 3

Zweites Kapitel.

Von einigen politischen Begebenheiten, welche sich auf dieses Werk beziehen. 13

Drittes Kapitel.

Landplagen mit denen nicht nur Martinique, sondern auch die andern Inseln heimgesucht werden. 26

Viertes Kapitel.

Einige Bemerkungen über die Negern. 33

Fünftes Kapitel.

Anbau der Ländereien in der Kolonie. — Schwierigkeiten

Seite

eine neue Methode einzuführen wegen des Handels. — Gegenseitige Klagen der Kaufleute und der Kolonisten. 40

## Sechstes Kapitel.

Allgemeine physische Bemerkungen über Martinique. — Ansteckende Krankheiten und ihre Ursache. — Ausrottung der Karaiben. 43

## Zugabe.

1. Allgemeine Uebersicht der Insel Martinique. 57

2. Volkszahl und Viehbestand. 59

3. Handel von Martinique. 62

# Reise

nach

# Martinique.

# Reise
## nach
# Martinique.

## Erstes Kapitel.

### Bemerkung über die Hauptorte von Martinique, und über den Widerstand, den diese Insel einem Feinde leisten kann.

Den 11ten December 1769 begab ich mich am Bord des Kauffahrteischiffes Curtius, welches das Infanterie Regiment von Perigord nach Fort-Royal auf Martinique führte.

Die Fahrt war glücklich, und ich langte den 3ten Februar 1770 auf dieser Insel an. In dieser Jahreszeit empfindet man noch nichts von der übermäßigen Hitze, die erst im Julius eintritt, und diese ist daher auch die günstigste, um hier zu landen; weswegen auch die Zeit der Abreise der Truppen, welche dahin gehen sollen, der Regierung nicht gleichgültig seyn darf.

Wegen der nöthigen Ruhe und wegen der Schwierigkeit, Menschen, die von der Ueberfahrt abgemattet, und von den gesalzenen und ungewohnten Nahrungsmitteln erhitzt sind, an einem Orte, wo man zugleich mit der Hitze und der ungesunden Lage, wie zu Fort-Royal, zu kämpfen hat, an ein fremdes Klima zu gewöhnen, konnte nur ein kleiner Theil des Regiments von Perigord in diese Stadt gelegt werden, der übrige Theil wurde in die gesündern, und weniger Dienst erfordernden Orte Trinité, Marin und Saint-Pierre vertheilt.

---

Diese letztere Stadt, die zweite, aber reichste und blühendste der Insel, liegt nach Osten zu, unmittelbar an einem hohen Berge, welcher den Wind aufhält, und die Strahlen der untergehenden Sonne wie ein Brennspiegel auffängt und eine stickende Hitze über die Stadt verbreitet.

Sie ist auf einem jähen und sehr schmalen Hügel angelegt, und besteht aus einer einzigen Gasse, die eine übermäßige Länge von beinahe einer halben Französischen Meile hat; dies und der unebne Boden machen den Gebrauch der Wagen unmöglich; die Einwohner können sich nur der Sänften und Hamaks bedienen.

Von den zwei Reihen Häusern, welche diese Gasse ausmachen, lehnt sich die eine an den Berg, der ganz senkrecht in die Höhe geht, und an die andere schlagen beinahe die Meereswellen.

Die abhängende und jähe Fläche, auf welcher die neue Stadt Mouillage gebauet ist, macht daß das Wasser, welches in Strömen von dem Gebirge schießt, so leicht und so schnell fließt, daß binnen einer einzigen Viertelstunde keine Spur von den größten Güssen mehr zu sehen ist. Da der Boden immer trocken ist, so bleibt auch die Luft ganz rein, und ein solcher Aufenthalt ist stets gesund, obgleich die Hitze beschwerlich ist, die man jedoch mit der Zeit auch gewohnt wird.

Die eben nicht wichtige Festung, um welche sich die erstern Einwohner angebauet haben, ist von der höher liegenden Rhede und von einem Theile der Häuser, woraus das Fort Saint-Pierre oder die alte Stadt besteht, durch einen Fluß getrennt, der nur bei Gewittern beträchtlich wird. Ihre Lage ist erhaben, kühl und gesund: drei wichtige Dinge unter dem heißen Erdstriche. Eine unzählige Menge Schluchten, durch welche Wasserbäche rinnen, die den Fluß verstärken, sind als eben so viele Windleiter dahin anzusehen.

Eine nach Norden sich ziehende, weite und erhabne Ebene, *) die durch den Westwind, der wegen der Entfernung der Gebirge seinen Lauf dahin richten kann, unaufhörlich abgekühlt wird, würde für Menschen, welche die Annehmlichkeit der Lage ihrem Interresse hätten vorziehen können, anziehend und einladend gewesen seyn, die Stadt bis dahin zu vergrößern, und ihre Wohnun-

*) Die Jesuiten hatten daselbst ihre Wohnungen angelegt.

gen da anzulegen. Aber der Handel, der alles was das Bild des Zwanges zeigt, flieht, entfernte sich von der Festung: aber auch ohne dies wies ihm die Nothwendigkeit den schicklichsten Ort an.

Da nämlich der Ankergrund nach der Festungsseite zu nicht tief genug, und zu weit von dem Ufer entfernt ist, so würde das Ein- und Ausschiffen der Waaren zu beschwerlich gewesen seyn. Mehr nach Süden gegen Carbet wurde das Anfahren der Schiffe weit leichter, und bestimmte daher eine Lage, die auf dem ersten Anblicke unbewohnbar schien.

Sie ist auch wirklich von der Lage des Forts so verschieden, daß die Einwohner von Mouillage oder der neuen Stadt, nicht ohne Vorsicht und Furcht, und öfters nicht ohne die üblen Folgen eines schnellen Ueberganges aus der Hitze in die Kälte zu erfahren, dahin gehen.

Die Rheede von Saint-Pierre, wo zu allen Zeiten das Absegeln der Schiffe leicht ist, giebt keinen sichern Aufenthalt bei Stürmen: bloß die Springfluthen (raz de marée), zerschellen öfters daselbst die größten Schiffe, und im Jahre 1766 wurden alle durch einen Orkan an die Küste geworfen.

Der Haven von Fort-Royal, der Hauptstadt der Insel, ist zwar nur mittelmäßig groß, scheint aber, da er sicher, und vor allem Winde geschützt ist, vor einer

Rheede, wo die Schiffe steter Gefahr ausgesetzt sind, allen Vorzug zu verdienen.

Die Regierung wünschte aus Menschlichkeit oder vielleicht aus Parteilichkeit für die Stadt, in die sie ihre Residenz verlegt hatte, Fort-Royal zum Hauptorte des Handels zu machen.

Adelsbriefe, die man den ersten Kaufleuten, die sich daselbst niederlassen würden, versprach, waren kein hinlänglicher Beweggrund, Häuser, Niederlagen und sehr große Gebäude, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben, zu verlassen. Indessen schien der Hauptgrund vielmehr in den Unterdrückungen der kriegerischen Seemacht zu liegen, welche der Handel zu Wasser von jeher erfahren hat, und dies bewog den Handelsstand die ungewissen Gefahren des Meeres, den gewissen Beunruhigungen seiner Nebenbuhlerin vorzuziehen.

Mancherlei Verordnungen, die an Orten, wo eine militärische Besatzung liegt, nothwendig sind, stehen mit der Freiheit, welche die Grundfeste des Handels ist, zu sehr im Widerspruche. Die Kaufleute scheueten die Strenge und Pünktlichkeit einer militärischen Regierung. Man zwang indessen doch die Schiffe, während den drei Wintermonaten, *) Julius, August und September,

*) Der Winter, welcher in Europa die kalte Jahreszeit bedeutet, heißt unter der Linie die Regenzeit. Das Wort Winter scheint seine erste Bedeutung verloren zu haben.

sich im Haven von Fort-Royal aufzuhalten. Die Kosten der Versetzung, der Abgang und Verlust an der Ladung beim Ein- und Ausladen, machten daß die Ordnung nicht geachtet wurde, und die Kapitains der Kaperschiffe setzen sich lieber den Gefahren der Stürme aus. Aber die Menschen müssen mit Gewalt zu ihrem Vortheile gezwungen werden, wenn sie sich nicht durch vernünftige Vorstellungen überreden lassen; überdies kam das Wohl des Staats dabei in Gefahr, und die Regierung wurde aus menschenfreundlichen Absichten genöthigt, Gewalt zu gebrauchen, indem sie die Schiffe, welche den Gehorsam verweigerten, in den Grund schiessen ließ. Die Folge dieser Maaßregel war, daß das Fort-Royal diese drei Monate lang die Vortheile des Handels genoß, und während dieser Zeit alle Reichthümer der Kolonie in seinen Mauern verschloß.

Die Stadt, die des Havens wegen an diesem Orte angelegt wurde, liegt sieben Meilen südwestlich von Saint-Pierre auf einer weiten, niedrigen und morastigen Ebene. Das Meer scheint sie ehedem überschwemmt zu haben, und der Berg Garnier, welcher über dieselbe emporsteigt, unterhält die Moräste durch die Wasserströme, welche von da herabfließen.

und ist gleichbedeutend worden mit der rauhen Jahreszeit, und Regen und erstickende Hitze in dem heißen Erdstriche, sind das, was in den gemäßigtern Erdstrichen Reif und Eis sind. In dieser Regenzeit kränkeln Menschen, Pflanzen, und wenn man so sagen kann, die Elemente selbst; man sieht immer mit Entsetzen dieser Jahreszeit entgegen.

Die Einwohner entfernten sich, und hinterließen Kloaken, aus denen ansteckende und für die Gesundheit schädliche Dünste aufsteigen, sie näherten sich mehr dem Meere um da bequeme Stapelplätze zu finden; und auf Dämmen und Hügeln von Erde führten sie da Häuser auf, wo vor dreißig Jahren noch Schiffe vor Anker lagen.

Die Ausschweifung, eine stete Folge von der Freude der Eroberungen, war der erste und Hauptgrund von einem Sterben, das die Engländer, welche diese Insel im Jahre 1762 eroberten, in Schrecken setzte: die Todten, welche nur ganz flach, des Wassers wegen, eingegraben werden konnten, wurden für die Lebenden weit schädlicher, als das Klima den ersteren keinesweges gewesen war. Dieses Gemisch der Dünste von den verwesenden Körpern und von den Morästen, welches die brennende Sonnenhitze noch verschlimmerte, bewirkte eine Pest, welche mehr als zweitausend Engländer hinraffte und die Stadt einer Einöde gleich machte.

Noch war die Luft nicht gereinigt, als im Jahre 1763 nach dem Frieden die Französischen Regimenter diese wieder ersetzten. Man ließ sie an einem Kanale durch den Morast zwischen der Stadt und dem Gebirge arbeiten, der alles Wasser anziehen und es auf der einen Seite in den Haven, und auf der anderen in die Mündung des Flusses Hopital, ausführen und ableiten sollte. Aber dieser Fluß, der nun weniger Zug hatte, wurde selbst durch seinen mit sich führenden Sand und durch den Schlamm aus dem Kanale, verschlemmt.

Das Aufgraben der Erde war von jeher gefährlich, und der größte Theil derer, die Hand an diese Arbeit legten, opferten dadurch ihr Leben; sie verdienen um so mehr bedauert zu werden, da man mit Verdruß sieht, daß ein auf bewundernswerthe Art gut ausgedachtes Werk nicht vollendet wird, weil die Ausführung selbst fehlerhaft ist. Der Kanal ist zu enge, und kann die Menge Wassers, das von den Bergen und Regengüssen dahin fließt, nicht fassen: da er das Wasser nicht schnell genug abführt, so tritt es über die Ufer, und er selbst macht einen immer mit stehendem Wasser angefüllten Behälter.

Die Stadt ist auf diese Art vom festen Lande durch den Kanal abgesondert, und in eine ziemlich weite Insel eingeschlossen, die noch verschönert und vergrößert werden könnte.

Der Boden kann noch durch Abzugsgräben ausgetrocknet, und der Morast diesseits ausgefüllt werden: man beschäftigte auch, so lange das Regiment Perigord hier lag, die Soldaten, die wegen eines Versehens oder auch sogar schwerer Verbrechen wegen bestraft wurden, mit dieser Arbeit, und gab ihnen wegen der schweren Arbeit einigen Zuschuß *) zu Lebensmitteln.

*) Man gab jedem Soldaten vier noirs d. i. vier Sous mit sechs Liards gestempelt, eine verachtete Münze, und eine sehr mäßige Summe in einem Lande, wo ein Neger der als Handarbeiter bei den Arbeiten für den König angestellt ist,

Dieses auf Erfahrung gegründete Verfahren wirkte doppelt, da es mit dem Nützlichen verbunden ward, wovon die Disciplin so wenig als möglich abweichen sollte.

Die auf der Seite der Stadt aufgeworfene Erde treibt das Wasser auf die andere Seite des Kanals, der wegen der seichten Plätze, die sich da finden, untüchtig ist, und den man lieber ganz, um die Luft zu reinigen, aufopfern, und ein Mittel erdenken sollte, von der Seite der Schiffswerfte her Meerwasser unter der Erde dahin zu leiten, und so die stets pestilenzialischen Moräste von süßem Wasser in einen Morast von Salzwasser, das von den Meerwasser wenn auch nicht eben stark, immer wieder erneuert würde, zu verwandeln.

Wenn die Stadt Fort-Royal von dem stehenden Wasser befreiet würde, so wäre sie ein angenehmer und gesunder Ort: aber die Einwohner von anderen Gegenden der Insel fürchten sich näher zu kommen, mehr aus Vorurtheil als aus gegründeten Ursachen, weil die üblen Folgen und Unbequemlichkeiten des Lokals sich täglich vermindern.

täglich einen Martiniqueschen Thaler bekommt, welches in Frankreich 40 Sous macht. Ein ziemlich großer Platz der Gegend ist ausgefüllt, geebnet und 1773 angepflanzt, und giebt einen angenehmen Anblick und einen Spaziergang, den das Volk Quatre-noirs genannt hat, zur Erinnerung an die mäßige Summe die jeder Soldat bekam. Wie viel giebt es nicht Benennungen und Wörter deren Ursachen und Herleitung die Gelehrten als etwas wichtiges aufsuchen, die jedoch einen sehr einfachen und wenig edeln Ursprung haben.

Eine große Steppe Savanne, die vor nicht gar langer Zeit das Meer noch überschwemmt hat, und nun die Stelle einer Esplanade zwischen der Stadt und dem Fort vertritt, welche eine Erdzunge bildet, wird stets von Winden, die durch die Schluchten der entfernten Gebirge in diese Gegend streichen, durchweht. Sie unterhalten daselbst eine Kühle die man nirgends so stark als bei dem Fort empfindet. Dieses liegt höher als alle dazwischen liegende Punkte, die den Wind brechen könnten, den man in dem heißen Erdstriche mehr als den Schatten sucht, mit dem man den Strahlen der Sonne trotzt, und in dem sowohl die Quelle der Gesundheit als die ersten Elemente des Lebens zu bestehen scheinen. Eine immer verneute und bewegte Luft erleichtert die Respiration, welche die Verdünnung einschränkt. Diese merkliche Verschiedenheit, welche man empfindet, wenn man von der Stadt nach dem Fort geht, beweist die Wahrheit der drei angegebenen wichtigen Stücke: Höhe, Kühle und Gesundheit.

Auf dem Berge Garnier, der die Stadt der so kostbaren Vortheile des Windes beraubt, und über alle auch die höchsten benachbarten Punkte, wie Patata, Kartouche, Tortenson und Fort-Royal, emporragt, ist eine Festung *) angelegt, die aus vier Bastionen besteht. Drei Seiten dieser unregelmäßigen Citadelle, von denen die eine der Stadt gegenüber liegt, die beiden anderen an den Seiten liegenden, die eine den Haven,

*) Man nennt sie Fort-Bourbon.

und die andere den Fluß Hopital beherrscht, und die alle drei wegen des steilen Abhanges, welcher am obersten Theile des Garnier sich anfängt, unzugänglich sind, scheinen die übermäßigen Kosten für Handarbeit erspart, und der Kunst die hier unnützen Regeln und Berechnungen, die die Befestigung eines wichtigen Ortes erfordert, erlassen zu haben, da die Natur sie selbst vertheidigt.

---

## Zweites Kapitel.

Von einigen politischen Begebenheiten, welche sich auf dieses Werk beziehen.

---

Der Lauf der Begebenheiten bei Lebzeiten eines Königes, gleicht dem Laufe der Gestirne, welchen man nur nach dem Untergange der Sonne bemerkt: in der tiefsten und dunkelsten Nacht werden die Geheimnisse des Himmels offenbar; aber eine einzige ist nicht hinreichend, die Morgenröthe des folgenden Tages hebt alle Rechnungen und Zusammenstellungen auf.

Mitten unter den Intriguen und Kabalen des Hofes, welche am Ende der Regierung Ludwig XV. gespielt wurden, und die die Anarchie in dem Staate einführten, glaubte man einige Bewegung im Kabinet zu Versailles zu bemerken; man glaubte sogar, daß man eine

aufgeklärte Politik würde hervorgehen sehen, und daß man von einer vieljährigen Erfahrung würde Früchte geärndtet haben. Die Streiche, welche sich auf die beiden Indien zu richten schienen, zertheilten in Amerika einen Theil des Schleiers, welcher Europa die geheimen Operationen des Gouvernements verbarg. Die Fregatte Hirondelle landete im December 1770 auf Martinique und offenbarte die Absichten des Hofes zu Versailles, die nämlich sich in Vertheidigungsstand zu setzen, zu bestehen schienen und auch wirklich darin bestanden; sie gieng ohne Anstand mit vollen Segeln in größter Geschwindigkeit nach St. Domingo. Französische Regimenter wurden zur nämlichen Zeit von Europa aus nach Ost- und Westindien eingeschifft; wozu sie eigentlich bestimmt wären, war eben so geheimnißvoll, als wer alle diese Operationen veranlaßte: alles kündigte eine Erschütterung an, von welcher die neue Welt den ersten Ausbruch empfinden mußte.

Aller Mundvorrath, der sich damals auf Martinique befand, wurde in die Magazine von Fort-Royal gebracht. Die Artillerie wurde aus den Zeughäusern gezogen, und auf Fort-Bourbon verdoppelte man Mannschaft und Kräfte, da man die Nacht mehrere Segel bemerkt hatte, die, wie sich fand, ein Kriegsschiff war, beladen mit Mannschaft und Geld, das die Transportschiffe deckte. Wäre es, wie es wohl hätte seyn können, ein Englisches Geschwader gewesen, so hätte Frankreich für die Kolonien zittern müssen, sie konnten Frankreich noch einmal entrissen werden, ehe man ihnen Hülfe leisten konnte.

Durch diese Schiffe wurden die Einwohner, deren Waaren sogleich im Werthe fielen, in große Furcht gesetzt. Der Gouverneur benahm ihnen diese Furcht und ergriff diesen Augenblick eiligst die Festungswerke auf dem Garnier herzustellen: seine Wachsamkeit, seine unermüdete Sorgfalt, und die Willfährigkeit der Truppen, waren die ganze Hoffnung des Gouvernements. Die mangelhafte Seite von Fort-Bourbon wurde nach dem Feinde zu in Vertheidigungsstand *) gesetzt. Die Insel Ramier **) und das Vorgebirge der Neger, ***) welche die Bucht von Fort-Royal decken, wurden, so wie alle Offensiv- und Defensivpunkte der Insel mit Mannschaft und Batterien besetzt. Alles war in Bereitschaft und die Truppen wünschten nur den Feind zu sehen; Kauffahrteischiffe waren im Haven zum Krieg ausgerüstet. Nach der Methode in andere Länder einzufallen, wovon dieses Jahrhundert mehrere Beispiele aufzeichnet, hätte man auf St. Domingo landen können, hätte vielleicht Zeit gehabt in die anderen Englischen Besitzungen, welche ebenfalls ohne Vertheidigung waren, einzu-

*) Man schlug in den benachbarten Waldungen Holz zu Pallisaden, und führte mit größter Eilfertigkeit und Mühe mehrere Kanonen von Fort-Royal dahin.

**) Ramier ist eine kleine Insel, die so groß ist, daß sie ein Detaschement und eine Batterie fassen kann. Sie liegt auf der linken Seite der Rheede von Fort-Royal.

***) Dieses schließt die Bucht von Fort-Royal ein, und da es auf der rechten Seite liegt, so macht es mit der Insel Ramier ein Feuer ins Kreuz.

fallen, hätte die Pflanzungen verbrennen, die Neger fortführen und mit der Beute auf Martinique in Sicherheit bringen, und nun das Schicksal abwarten können, welches das erste ankommende Geschwader entscheiden mußte. Man erwartete endlich die letzten Befehle aus Europa, als eben eine Fregatte im Januar den Frieden bekannt machte.

Den zehnten December des verflossenen Jahres war ein neues Ministerium gewählt worden. Mit ihm zerstreuten sich die Unruhen von außen, zogen sich aber in das Innere des Reichs, welches dadurch erschüttert wurde. Die Erfahrung allein konnte die Gerechtigkeit und Gründlichkeit seiner Absichten, welche groß und vernünftig schienen, aufklären.

Dieser Zeitraum giebt ein sehr auffallendes Beispiel von der Unbeständigkeit und Vergänglichkeit des Glückes. Ein Minister, mächtig durch das Zutrauen seines Herren, den Bourbons angenehm durch den im letzten Kriege selbst bewirkten Familienvertrag, geschützt durch den Hof zu Wien und die königliche Familie in Frankreich, unterstützt durch die Parlamente des Reichs, und gepriesen von einer Menge Anhänger, dieser Minister scheiterte an einer Hofintrigue und wurde genöthigt einer Kabale zu weichen, welche ihm in der Gesinnung seines Herrn ein Gegengewicht entgegensetzte, welches öfters Frankreich zermalmt, und den andern Nationen lästig gewesen war: es gab Sterbliche, vor welchen sich die Götter elbst ihrer Majestät entäußerten. Alles weicht der Ge-

walt der Schönheit, und das Exil eines seinem Herrn unentbehrlichen Ministers war ein der Liebe gebrachtes Opfer. Ihre Gewalt, sagt Sophokles, *) ist der Gewalt der mächtigsten Monarchen gleich. Ludwig XV. hatte dies schon erfahren. Und Venus, fährt der Griechische Tragiker fort, ist darum nicht weniger unüberwindlich, weil ihr Heer nur aus Liebesgöttern und Scherzen besteht. Es bedurfte nichts geringeres als die Reize der Schönheit, um der Zauberkraft des Genies das Gleichgewicht zu halten, und nichts geringeres als ihre Rechte, um das Ansehen des Herzogs von Choiseuil zu stürzen. Der Krieg war der Vorwand der Ungnade, in die er fiel und eine der bekannt gewordenen Anschuldigungen, welche ihm seine Verbannung vom Hofe zuzogen.

Das neue Ministerium, welches sein Daseyn nur dem Frieden zu verdanken zu haben schien, beschäftigte sich auch wirklich denselben zu befestigen und alles zu entfernen, was bei den Engländern hätte Eifersucht erwekken und Verdacht erregen können.

Thätigkeit und Verschwendung charakterisirten das vorige Ministerium: dieses mußte man in ein nachtheiliges Licht setzen, und das neue nahm das Gegentheil an; man mußte das Volk bestechen und sprach nur die Zuneigung einflößenden Worte: Oekonomie und Menschenerhaltung. Man schickte Gegenbefehle in alle Haven; aber

*) Sophokles im Antigones.

sie kamen zu spät und die von Frankreich abgegangenen Regimenter langten an ihren vorher bestimmten Posten an.

Zu dieser Zeit, im Anfange des Jahres 1771, kam der Herr von Balliere *) auf Martinique an die Stelle des Grafen von Enery. **) Die Gouverneurs der Englischen Inseln sahen mit Vergnügen einen kühnen und unternehmenden Nachbar abgehen, der unermüdet und würdig war die Absichten eines thätigen Ministeriums zu befördern, welches ihn in Thätigkeit zu setzen suchte. Um alle Ungewißheit zu heben, giengen die zweiten Bataillons von Royal-Vaissaux und von Limousin, die nicht längst erst angekommen waren, das erste von Verin, und das Regiment von Bouillon zu Ende des Jahres 1771 von Guadeloupe und von Martinique ab, und auf der ersteren Insel blieben nur das zweite Bataillon von Medoc und das Regiment von Perigord.

Der Mann soll dem Amte Ehre machen. Mehrere Chefs der Kolonien hingegen hatten sich selbst durch Bedrückungen in diesen erhabenen Posten verächtlich gemacht, und nur ihre Entfernung schützte sie gegen die Strafe. Eine beleidigende Pracht bewies der Hauptstadt das traurige Schicksal der Unglücklichen, auf welche die Tyranei eines Monopols hatte fallen müssen, die vielleicht durch den mittelmäßigen Gehalt nothwendig wurde.

*) Er starb nachher als Gouverneur von Saint-Domingo.

**) Er starb nachher auf Saint-Domingo, wo er dem Herrn von Balliere succedirt war.

Das vorige Ministerium setzte, um diesen Vorstehern der Kolonie alle Entschuldigung und allen Vorwand, sich straffällig zu machen, zu benehmen, die Besoldungen der Gouverneurs, welche sonst zwölftausend Livres betrugen, auf hunderttausend,*) und die der Intendanten auf vier und zwanzig. Alle Abgaben, die damals von der Schiffsladung **) bezogen wurden und deren Ausübung und Autorität, die eine das Gesetz und die andere den Mißbrauch bestätigt hatten, wurden aufgehoben. Diese Arten von willkührlichen Auflagen, die das Gepräge der Tyrannei trugen, unter dem Titel eines Geschenks, das für denjenigen, der es gab, lästig, und für den, der es erhielt erniedrigend war, das den Chef bei den Untergebenen herabsetzte, die Schranken der Subordination brach und alle Wege öffnete, die zur Ungerechtigkeit führen; diese Auflage wurde von der Zeit an schimpflich und strafbar. Da diese Gemälde öfters wieder mit großen Fehlern abgezeichnet wurden und die Entfernung noch die Farben verdunkelte nach dem Maaße, als die Habsucht sie anwendete, so erweckten sie in den

*) Nach Französischem Gelde, welches 50,000 Silberthaler auf der Insel macht.

**) Die Gouverneurs hatten sich das Recht angemaßt zwei Negern von jedem Negerschiffe zu nehmen: diese Zahl war öfters überschritten worden. Diese Art Auflage war eine von den Hauptrevenüen, wobei man sich in Ansehung der Quantität immer mehr anmaßte, und sie in Ansehung der Qualität immer beschwerlicher machte. Man kann leicht merken, wie weit der Mißbrauch die Forderung in Ansehung der Quantität treiben konnte.

edlern Gemüthern die Ahnung von Gelegenheiten und Mitteln sehr viel Gutes schaffen zu können. Diese Stellen, die an sich selbst sehr ansehnlich waren, mit dem Seewesen in Verbindung standen, und mit Schiffskapitäns besetzt waren, wurden damals von Generalen der Landtruppen gesucht, und Präsidente des Parlaments stellten sich an die Spitze der Administration, welche Seekommissärs zu Vorstehern hatte. Diese heut zu Tage so begierig gesuchten Gouverneursstellen, waren ehedem in so üblem Rufe, daß ich einen General von großen Verdiensten und Rufe sagen hörte, er habe eine bloß deswegen ausgeschlagen, weil er gefunden habe, es brauche mehr Gesundheit als Kenntnisse, mehr Kraft des Körpers als Stärke des Geistes, und weniger Güte als Härte des Herzens um dem Klima Trotz zu bieten, und die Gesetze geltend zu machen gegen Menschen, die man größten Theils mit Recht beschuldigen könnte, sich nichts aus ihnen gemacht zu haben.

Der Glanz, womit die Regierung der Insel jetzt umgeben war, wiewohl er selbst von berühmten Moralphilosophen *) als der Majestät des Throns angemessen gebilligt worden, verletzte die Augen des neuen Ministeriums. Es fand sich, daß die Einkünfte der Kolonien durch die Besoldungen der Gouverneure und einer in der That übermäßig großen Anzahl von Officianten, die ihnen zugegeben waren, durch eine mit unendlich vielen unnützen Mitgiedern überladene Verwaltung

*) Montagne-Charon.

und durch die Besoldung ihres Oberhaupts fast gänzlich aufgezehrt wurden. Es wurde also eine Veränderung vorgenommen. Die Gouverneurs, die nun bloß Kommandanten hießen, aber die nämliche Gewalt hatten, so wie auch die Intendanten, wurden auf die Hälfte des Gehaltes *) heruntergesetzt. Der Präsident Tascher, Intendant im Jahre 1773, ein Mann, der viel Kopf hatte und mit Leichtigkeit arbeitete, sollte das Vorhaben des Ministeriums unterstützen, indem man der Administration eine weniger zusammengesetzte, bestimmtere, einfachere und folglich weniger kostbare Form geben wollte.

Das alte Ministerium hatte während des Krieges 1755, die Kolonien unter dem Schutze von Freikompagnien, die beim Seewesen angestellt waren, und deren Kapitäne nur unter dem Gouverneur standen, gefunden: ihre Sicherheit, vielleicht noch mehr diese Würde, welche die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zog, dieses Ansehen von Größe, welches man nicht mit Gleichgültigkeit betrachten konnte, weil es das Gepräge der Oberherrschaft trug, machte, daß nach dem Frieden Französische Regimenter dahin verlegt wurden.

Das schröckliche Bild, welches die Ueberbleibsel dieser, vornehmlich der aus Amerika kommenden Truppen bei ihrer Rückkunft darstellten, die lange Reise nach Ostindien, ob es gleich da gesund ist, setzte die Regimenter,

*) Von 50,000 Livres zu 40,000 Liv.

die zum Einschiffen bestimmt waren, so in Furcht, daß das Ministerium sich genöthigt sah, die Verabschiedung einer gar zu großen Anzahl Offiziere abzuschlagen, welche einen Dienst, zu dem sie sich nicht anheischig gemacht hätten, verweigerten.

Das neue Ministerium warb unter den verführerischen Reizungen der Neuheit, und mit dem Beifalle der Truppen, welche nicht aufhörten sich zu beklagen und gegen eine verheerende Einrichtung zu schreien, Regimenter, welche im Jahre 1773, auf immer dahin versetzt wurden. Die Sendung mehrerer Bataillons im Jahre 1775, bewies ihre Unzulänglichkeit oder einige Mängel bei ihrer Bildung. Die Regimenter haben auch ihre Kindheit, wie die einzelnen Glieder, aus denen sie bestehen: diese Festigkeit, dieser Gemeinsinn, dieses Zusammenhalten zum allgemeinen Besten, das man esprit de corps nennt, welches mehrere Jahre erfordert, verlangt auch Gegenstände zur Vergleichung und Nacheiferung. Truppen, die sich selbst überlassen, die neu angeworben sind, die Offiziers aus verschiedenen Korps haben, deren Vereinigung nicht so fest gewesen ist, als zu wünschen war, solche Truppen mußten lange diese wahren Grundsätze der Subordination und Disciplin nicht gewußt haben, die in einem Lande am nöthigsten sind, wo die Erfahrung, der Kampf mit dem Klima auch die strengsten erschlafft.

Der Hof konnte diesen üblen Folgen entgehen, wenn er die Französischen Bataillons, welche sich damals

da befanden, und die an das Klima gewöhnt waren, stehen ließ; sie würden zwar in den nämlichen Fehler verfallen seyn, aber sie würden doch, ehe sie zu der Erschlaffung der Grundsätze kamen, die die neuen vielleicht nie erreicht hätten, wenigstens lange Zeit gebraucht haben,

Das System der stehenden Truppen in den Kolonien giebt zu viel Blößen, um es gegen die große Anzahl von Beweisen, welche es bestreiten, zu behaupten. Die Etablissements, die Heurathen, das Acquiriren der Grundstücke, das Eigenthum, welche die Bande der Gesellschaft weit enger knüpfen, verwandeln sehr bald den Offizier und Soldaten in einen Kolonisten und Bürger, welcher nur sein persönliches Interesse kennt, ein Interesse, welches von dem des Souverains gänzlich abgesondert ist. Es ist ein Staatsgrundsatz, die auswärtigen Provinzen nicht unter dem Schutze der Nationaltruppen zu lassen. Das Schicksal derselben wird ihnen stets auf eine der Klugheit widrige Weise anvertraut, und selbst fremde Truppen machen durch die einzige Gewohnheit in die Länge nur ein und dasselbe Korps mit den Einwohnern, auf welche der Souverain mit Behutsamkeit rechnen muß. *) Aus diesem Grundsatze muß man

*) Die Einwohner von Martinique begiengen im Jahre 1716 eine merkwürdige Handlung, wovon man auch in den stärksten Revolutionen der alten Republiken fast kein Beispiel findet; aber dieser Zug von Stärke und Kraft, so richtig er war, konnte nur auf die Entfernung des Souverains und die Schwäche seiner Truppen gegründet seyn. Niemals fühlten die stolzen, so geistvollen Römer und Griechen ihre

das Verbot herleiten, daß Gouverneure sich nicht in den Kolonien verheurathen sollen, damit diese genauen Ver=

Rechte mehr, und hatten ein weiseres, vernünftigeres und längere Zeit erhaltenes Betragen.

Die Bedrückungen der Herren von La Varenne, Gouverneur, und von Ricouart, Intendant, hatten den Kolonisten gerechte Ursache sich zu beklagen gegeben; sie beschlossen, sich von ihnen loszureißen, und sie nach Frankreich zu schicken. Diese beiden Chefs wurden zum Mittagsmahl im Quartier Lamentin eingeladen. Alle die vornehmsten Einwohner der Insel begaben sich dahin mit den ansehnlichen Begleitungen, welche die glänzende Ceremonie einer Wahl und ihre Sicherheit verlangten. Die Herren von La Varenne und Ricouart merkten nichts von der Revolution als im Augenblicke, da sie losbrechen sollte. Sie wurde mit allen Formen und derjenigen Verordnung bekleidet, welche der Ernennung die folgte, ein neues Gewicht gab. Ihr Degen wurden ihnen genommen, und wurden von der Zeit an ihres Amtes entsetzt. Die versammelten Verschwornen machten ihnen ihr Urtheil bekannt: sie ruften ihnen ihre Bedrückungen und den Mißbrauch ihrer Macht zurück; sie bewiesen die Gerechtigkeit der Gründe ihrer jetzigen Handlung, und als sie sich in Schlachtordnung gestellt hatten, erwählten sie Herrn dû Bûcq, welche Wahl durch das Rufen des Volks: Es lebe Herr dû Bûcq, unser General! bestätigt wurde. Dieser neue Chef, der mit der gesetzmäßigsten und heiligsten Macht und Gewalt bekleidet wurde, übernahm nun das Staatsruder. Die in Marschordnung verbundenen Einwohner machten die Bedeckung der abgesetzten Chefs. Die Begleitung gieng unter Fort=Royal, aber alles war vorher überlegt; das Geheimniß hatte diese Operation vorgeschrieben, die Pünktlichkeit begleitete sie, und alles das Zusam=

bindungen sie nicht verleiten, mit Parteilichkeit und Wärme an dem Interesse der Kolonisten Antheil zu nehmen, welches besonders in Kriegsfällen niemals das Interesse des Souverains ist.

mentreffen war so ausgesucht, daß die Truppen, welche in der Stadt lagen, nichts das mindeste von dem was eben jetzt vorgieng, erfuhren. Die Herren von La Varenne und von Ricouart versuchten alle Auswege, welche ihnen ihre Erfindungskraft nur eingeben konnte, sie von diesem Vorgange zu benachrichtigen, sie konnten aber nichts erhalten. Die Kürze allein konnte der Unternehmung einen glücklichen Ausgang geben, der mindeste Verzug wäre gefährlich gewesen; das Geheimniß fieng schon an, sich zu verbreiten, trotz aller Vorsichtsmaaßregeln: man ließ ihnen weder Zeit, noch erfüllte man den Wunsch, ihre häuslichen Veranstaltungen zu treffen. Man langte bei einem abgelegenen Haven an, wo schon ein Schiff unter Segel wartete, und die beiden Chefs wurden eingeschifft.

Deputirte der Kolonie bestiegen ein anderes Schiff, und langten zur nämlichen Zeit bei Hofe an. Das Ministerium nahm die weise und Staatskluge Partei der Mäßigung: die alten Chefs wurden beschämt, die neuen bestätigt, und die Rebellen begnadigt. Alles wurde beruhigt, und die Einwohner von Martinique, welche nur gegen eine gemißbrauchte Gewalt Aufstand erregt hatten, nahmen die neuen Chefs mit Unterwerfung an, welche der Hof ihnen kurze Zeit nachher schickte.

## Drittes Kapitel.

Landplagen mit denen nicht nur Martinique, sondern auch die andern Inseln heimgesucht werden.

---

Die Ameise, der man in Brasilien, wegen ihrer Verheerungen den Namen Königsinsekt gab, und die sich auch auf Barbados furchtbar gemacht hatte, scheint jetzt ihre Herrschaft auf Martinique auszubreiten. Pflanzen haben wie die Thiere jedes seine besonderen Feinde, aber die Ameise greift Pflanzen und Thiere zugleich an.

Die zweite Landplage sind die Ratten. Diese sind hier wie in allen andern Inseln von ungeheurer Größe, und fressen und zerstören daselbst das Zuckerrohr. Man sucht ihre Vermehrung auf alle mögliche Art zu verhindern, und verfolgt sie entweder mit Hunden, die sie aus der Erde herausscharren und tödten, oder man opfert Neger zu diesem Geschäfte auf, die zu der Arbeit nicht mehr tauglich sind. Das einzige Geschäft dieser Unglücklichen ist, Ratten zu fangen, die sie dann vorzeigen müssen; man schneidet ihnen dann den Kopf ab, damit die Neger sie nicht noch einmal als Trophäen ihres Sieges vorzeigen können. Indessen reicht alle Mühe und Sorgfalt der Menschen nicht hin, sie auszurotten, und sie würden bald den Menschen durch ihre ungeheure Ver-

mehrung furchtbar werden, wenn nicht ein natürlicher Feind sie schwächte.

Dieser natürliche Feind der Ratte ist die Schlange, die unter allen Antillen auf Martnique und Saint-Lucie am liebsten sich aufhält, aber auch hier eine ungeheure Größe erreicht, weil sie hier am wenigsten beunruhigt wird. Ein Neugieriger hatte den Einfall sie nach Guadeloupe zu versetzen, um zu versuchen ob sie hier fortkäme, und dieser Versuch verdient nur dadurch Verzeihung, daß er mißlang. Was es für einen Grund habe, weiß man nicht, aber die Sache selbst verdient von den Naturforschern untersucht zu werden.

Die gemeinste Schlange auf Martinique wohnt gewöhnlich in Zuckerrohrfeldern, wo sie zugleich Nahrung und Schatten findet. In der Mitte ist sie am dicksten, und von da läuft sie nach den beiden Enden immer dünner zu. An der Seite nach dem Kopfe zu behält sie die Dicke fast bis an den Kopf, aber dann fällt sie plötzlich ab, und macht gleichsam einen dünnen Hals, an welchem der Kopf, der auf diese Art vom Körper getrennt ist, hängt. Der Kopf ist breit, platt, dreieckigt, doch so, daß die Ecken abgerundet sind; in den oberen Kinnbacken stehen krumme oder hakenförmige Zähne, die ihrer Figur nach, mehr aber wegen ihrer Bewegung, den Krallen der Katzen gleichen. Die Wurzel der Zähne steckt in einer weichen Höhle, die zugleich der Behälter von dem Safte giftiger Pflanzen zu seyn scheint. In dieser Höhle behält das Gift seine Wirksamkeit äußerst lange, so daß,

wenn man den Kopf dieses Thieres vorsichtig abschlägt und ihn behutsam in die Erde gräbt, daß ihn die Thiere nicht ausscharren können, er mehrere Jahre nach dem Einscharren noch seine giftigen Eigenschaften behält.

Die Schlange krallt, aber sie beißt nicht, im Zorne streckt sie ihre Fänge heraus, ritzt damit, und zieht sie wieder ein. Wenn die Schlange ihre Beute verzehrt, oder wenn sie todt ist, so ist die natürliche Lage der Zähne die, daß sie in die Zahnhöhle oder den Beutel, der ihnen zugleich zur Scheidewand dient, zurückgezogen sind, und nur die Spitzen derselben sind unbedeckt.

Bei der Zahnwurzel befindet sich ein kleiner Kanal, durch welchen der Gift fließt, wenn beim Biß der Zahn den Beutel zusammendrückt. Dieser Kanal endigt sich in eine kleine Rinne, und durch dieselbe theilt dann der hohle krumme Zahn der Wunde, die er macht und die wohl einen Zoll in die Länge betragen mag, das Gift mit. Hierauf schließt sich der Kanal wieder zu.

Gegen den Biß der Schlange brauchen die Neger einige Mittel, die sie aber geheim halten; sonst scarrificirt man die Wunde, wäscht sie fleißig mit Oel, und legt äußerlich ein Pflaster von Theriak und Oel auf. Man hält dies für ein specifisches Mittel, das durch seine fetten Eigenschaften den Gift mildert, wie dies der Fall bei den Schweinen ist, die wegen ihres Specks ohne Schaden die Schlangen aufsuchen und fressen. Um bei der Heilung desto sicherer zu gehen, nimmt man auch

Oel und Theriak ein, und in drei Tagen ist die Gefahr vorüber; allein das sicherste und wirksamste Mittel ist das eau de Luce, welches aus Vorsicht jeder Einwohner bei sich trägt. Man scarrificirt nämlich die Wunde, und wäscht sie mit diesem Wasser, von dem man auch einige Tropfen in Wasser einnimmt. Das Maul der Schlange geht bis an den Hals, und sie kann es daher so weit aufsperren, daß sie die Wade eines Mannes zu umfassen im Stande ist. Auf ebenem Lande schießt sie immer so weit als sie lang ist, indem sie nämlich den Schwanz an den Kopf zieht und sich dann plötzlich ausstreckt. Sie hat eine süßlich fade Ausdünstung, die der Neger sehr leicht spürt; und da sein Gesicht sehr gut ist, so erblickt er die Schlange immer zuerst, und tödtet sie mit einem kleinen Säbel, mit welchem er das Zuckerrohr abhaut. So erfolgt denn also der Tod dieser Schlange in dem Augenblicke, wo das Zuckerrohr, das sie bewachte und bewahrte, abgehauen wird.

Die Schlange verschluckt ihre Beute ganz; der Schlund ist nämlich gleichsam wie eine Zugröhre, die mit Gewalt nach innen zuzieht, und eine Schlange von sechs Fuß Länge und sechs Zoll Umfang, verschlingt eine Ratte oder eine Henne von dreizehn bis vierzehn Zoll Volumen. Das Thier wird nun schwerfällig und unbehülflich, unbeweglich und unförmlich und verdaut ungefähr in Zeit von acht Tagen.

Da sie während der Verdauung sich nicht bewegen kann, so wird sie mehrentheils eine Beute der Ameisen.

In dem Augenblicke der Begattung, der in alle Thiere neues Leben zu gießen scheint, sind ihre Augen glänzend und feurig, und es hat mehr das Ansehen, daß sie von einer Pein gefoltert, als von einem süßen Verlangen in Bewegung gesetzt wird. Das schröckliche durchdringende Zischen, das für das Weibchen ohne Zweifel rührend, aber für die Menschen desto fürchterlicher ist, scheint mehr die Sprache der Wuth als der Liebe zu seyn. So wie sich das Männchen dem Weibchen nähert, kann man sich nichts lebhafteres und behenderes denken; tausend Windungen und Krümmungen machen das Vorspiel der Liebe, und scheinen alles das zu erschöpfen, was der feurigste Liebhaber durch die wärmsten Schmeicheleien zu erringen sucht. Auch die Zunge, die von den mehresten für gefährlich gehalten wird, und deswegen das Sinnbild der Pfeile Amors und der Blitze Jupiters war, drückt bloß durch ihre Blitzschnelle Bewegung die glühende Begierde aus, und ist für das Weibchen eine sehr verständliche Sprache. Und selbst die ganze Bildung der Schlange, die ihr nur zu kriechen verstattet, erhöht die Freuden der Begattung; wie Epheu um Ulme schlingt das Männchen sich um das Weibchen, und so in einander verschlungen scheinen beide ganz Gefühl zu seyn. Aber in diesen Augenblicken des Entzückens naht der Feind, und nicht selten werden sie eine Beute der Ameisen, die durch die Menge sie überwältigen.

Es ist fast unglaublich wie furchtbar diese Ameisen sind; denn Kinder in der Wiege, welche man einige Stünden allein gelassen hatte, sind von ihnen gefressen

worden. Man hat bei seinen anatomischen Präparaten seine Zuflucht zu diesen Insekten genommen, und kleine Vögel, zum Beispiel, die mit dem anatomischen Messer nicht zerlegt werden konnten, wurden in wenig Tagen von den Ameisen zu Skeletten gemacht.

Besonders nachtheilig sind diese Thiere den Zuckerrohrfeldern. Das Rohr scheint Anfangs sehr gut zu wachsen, und eine reichliche Aerndte zu versprechen, aber auf einmal wird es schwarz und verdorrt, so daß ein solches von Ameisen verheertes Feld, gerade das Ansehen hat als wenn es abgebrannt wäre.

In einigen Gegenden der Insel war man genöthigt, wegen der Menge der Ameisen den Zuckerrohrbau aufzugeben, und dafür Kaffeebäume anzupflanzen, aber die Ameise greift auch diese Bäume an, wenn sie jung sind. In Barbados hat wohl die Zeit allein diese Insekten vertilgt, indessen war es denn wohl auch von Nutzen, daß die Kolonisten ihre Pflanzen sechs Fuß weit von einander setzten, und sie oft durchsuchten. Um aber den Zwischenraum nicht ungenutzt liegen zu lassen, besäete man den Zwischenraum mit Mais oder Indischem Korn, wodurch man ein neues Nahrungsmittel für die Neger erhielt und den Magniok entbehren konnte.

Die Magniokwurzeln werden geschält, klar gestampft oder gerieben, und ausgepreßt. Dieser ausgepreßte Saft, aus dem die Indianer ein berauschendes Getränke verfertigen, ist zusammenziehend und giftig, und wenn man

ihn stehen läßt, so setzt er eine Art von Mark ab, das der Stärke gleicht, und sehr weiß und fein ist. Man braucht es zu Backwerk, zu Haarpuder, und junge Hühner und Tauben werden sehr fett davon. Die ausgepreßte Wurzel wird zerrieben und in Wasser eingeweicht, das Wasser hierauf abgegossen, der Bodensatz getrocknet, und dann wie Mehl zu Brod verbraucht, oder auf heißen eisernen Platten zu dünnen Kuchen gebacken. Das Mehl ist nach dem Geschmack der Indianer im Vergleich mit der Kassava das, was nach dem Geschmack der Europäer halb ausgebacknes Brod gegen gutgebacknes Brod ist. Diese Kassava, wie sie die Indianer nennen, wird sehr bald zubereitet, und ist bei dem häufigen Gebrauche des Salzfleisches und des Stockfisches, als der vorzüglichsten Nahrung der Neger, wegen ihrer kühlenden Eigenschaft sehr heilsam, daher sie auch weiße Kreolen dem Brode vorziehen.

Sonderbar ist es dabei, daß die Wurzel dieser Pflanze, die ganz flach läuft, von Schweinen und Ochsen ausgescharrt und ohne Nachtheil gefressen wird. Ja selbst Wurzeln, die ungeschält von Menschen genossen wurden, zeigten keine giftige Eigenschaft, ein Beweis, daß das Gegengift, welches man so lange im Meerwasser suchte, in der Schaale steckt.

Das Mais-Brod ist schwer, und nur für hitzige Magen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, tauglich, für Neger aber ist es allgemein schädlich.

Man hat bis jetzt verschiedene Mittel versucht die Ameisen auszurotten, von denen man unter der Erde oft Eier fand, die zwei Zoll hoch lagen; man hat die Felder abgebrannt, man hat sie unter Wasser gesetzt, man hat Gift ausgestreut, und alles war umsonst. Das einzige, was bis jetzt von einigem Nutzen gewesen ist, daß man jährlich nach der Aerndte die Wurzeln der alten Pflanzen ausrauft, und die Felder neu anpflanzt, wo durch das öftere Bearbeiten der Erde die Brut derselben zerstört wird.

---

## Viertes Kapitel.

### Einige Bemerkungen über die Negern.

---

Den Armen der Negern verdankt Europa seinen Reichthum und Wohlstand, und Amerika seine Kultur. Ohne sie läge manches Plätzchen in Amerika wüste, oder wäre noch mit Wasser bedeckt, und mancher Handelsartikel würde weit seltner seyn, der jetzt ganz gemein ist. Indessen legt die Zeit die Nothwendigkeit auf, sie jetzt sparsamer anzuwenden, indem sie täglich immer seltner werden. Sey es nun daß die Europäer selbst die Volksmenge vermindert haben, indem sie jährlich über sechzigtausend Negersklaven aus Afrika schleppten, oder daß die Zeit selbst den Einwohnern die Augen öffnete, und sie von dieser unmenschlichen Gewohnheit immer mehr zurück-

bringt. Ihr Preis ist daher auch unendlich gestiegen, und ein Negersklave, oder wie der Kolonist sich ausdrückt, ein Stück Neger, der vor dreißig Jahren vierhundert Livres kostete, wird jetzt mit fünfzehnhundert Livren bezahlt.

Bei dem allen findet noch ein Verlust statt, der die Zahl vermindert und den Preis erhöht. Der Rheder nämlich, dessen Schiffsladung aus solchen lebendigen Handelsartikeln besteht, hat nicht nur schon einigen Abgang auf seiner Fahrt von Afrika nach Indien, sondern der Koloniste verliert immer auch ungenutzt einen Drittel.

Der Grund, warum so viele unglückliche Negern sterben, liegt nicht sowohl in der physischen Beschaffenheit des Klimas, da der Unterschied zwischen Afrika und Amerika kaum zwölf Grade betrifft, sondern die Hauptursache ist wohl moralisch. Weniger Kraft äußern diese moralischen Ursachen auf das Gemüth der Weiber, und wenn sie gleich von der Farbe des Europäischen Frauenzimmers so weit als Elfenbein vom Ebenholz verschieden sind, so ist doch ihr Herz nach einerlei Modell geformt. Flüchtig und leicht zeigt ihr Charakter nur Leichtsinn und Unbesonnenheit, eine Eigenschaft die allen Weibern auf der Erde eigen zu seyn scheint. Alles scheint ihnen neu zu seyn, weil sie die Gegenstände nur oberflächlich anschauen. Die Freuden, die man ihnen anbietet, und die man wieder von ihnen fordert, fesseln sie sehr bald, und dringende Bedürfnisse, die nur mit ihrer Bewilligung befriedigt werden,

sind die einzigen Ketten, die sie während der Ueberfahrt zu tragen haben. Bloß mit dem Kleide der Natur geschmückt, sieht man sie auf dem Oberlof sich jeder Freude überlassen, singen, tanzen, und in ihren Bewegungen Wollust, als die glücklichen Symbole des heißen Klimas ausdrücken. Nackend und an einander gefesselt liegen die Männer in der Dunkelheit unter den Verdecken, und das Gewicht ihrer Ideen und ihres Kummers, drückt sie mehr nieder als ihre eisernen Ketten. Traurig, ernsthaft und still, denken sie über ihr Schicksal nach, das sie nicht kennen, und mit finsterm Auge und gerunzelter Stirn, ein Blick vor dem das Herz des Menschen, der noch einiges Gefühl hat, zurückschaudern muß, schauen sie auf den Tanz und das muntere Geschrei der Weiber, und das Ganze giebt ein äußerst kontrastirendes Gemälde.

Wenn die Sklaven in der Pflanzung ankommen, so stehn sie gleichsam ein Jahr in der Lehre, wo sie die Sprache des Landes und den Gebrauch der Arbeitsinstrumente lernen. Die Männer sind immer ernsthaft, und scheinen nicht sowohl über das, was sie sehen und hören, sich zu verwundern, als ihren melancholischen Ideen nachzuhängen. Das stille Nachdenken der Negern, die über zwanzig Jahr alt sind, zieht immer üble Folgen nach sich; denn mehrentheils hat es seinen Grund in einer unglücklichen Liebe, und die Leidenschaft hat schon tiefe Wurzeln geschlagen. Eben so gefährlich ist die Sehnsucht nach dem Vaterlande; für sie ist die Zeit keine Trösterin, und nur der Tod allein lindert den Schmerz der Trennung. Bei einigen Nationen herrscht auch ein

gewisses religiöses Gefühl, das ihnen nach dem Tode die Rückkehr in ihr Vaterland verheißt. Das geringste Gefühl von Druck, die kleinste harte Behandlung weckt dann in ihnen den Vorsatz ein Glück zu suchen, das der große Geist Min ihnen in ihrem Vaterlande verheißt, und oft hängen sich mehrere Negern von der Ibo-Nation an einen Baum, um in Gesellschaft die Reise nach ihrem Vaterlande zu machen. Dies ist die einzige Art von Selbstmord, die unter ihnen gewöhnlich ist, und sie scheint gleichsam ein Glaubensartikel von ihnen zu seyn.

Doch bei allen diesen traurigen Ereignissen, die das Glück der Kolonisten stören, giebt es eines, das außerordentlich schrecklich ist, und mit einemmal alles zu Grunde richten kann, nämlich, die Vergiftung. Man ist noch nicht hinter ihr Geheimniß gekommen, was sie für Ingredienzen zu ihren Vergiftungen nehmen, aber die Wirkung ist sicher, und sie vergiften nicht nur sich, sondern auch ihre Kameraden, das zur Pflanzung gehörige Vieh, und die Pflanzen selbst verbrennen sie.

Man darf sich daher auch nicht wundern, daß die Pflanzungen immer mit neuen Negern müssen versehen werden, da so mancherlei Ursachen sie aufreiben. Dabei sind aber auch die Negerweiber wenig fruchtbar, und wenn sie ja Kinder bekommen, so sind diese schwach, und sterben früh oder spät an Krämpfen. *)

*) Dies ist nur von denen in der Sklaverei und auch nicht überall zu verstehen. D. H.

Der Kolonist könnte alle diese nachtheiligen Folgen leicht vermeiden, da er die Mittel dazu in seinem eignen Herzen hat, allein er scheint dafür blind zu seyn. Eine Negerfrau muß bis auf den letzten Augenblick ihrer Niederkunft arbeiten, und wenn sie niedergekommen ist, muß sie sehr bald wieder an die Arbeit. Sie schleppt dann ihr Kind mit sich, legt es auf eine einfache Matte auf die Erde, und wenn es, vom Hunger gequält, weint, kann ihm die Mutter nur eine schlaffe magere Brust reichen, in der oft nicht ein Tropfen Milch ist, weil schlechte Nahrung und angestrengte Arbeit dem Kinde keine Nahrung schaffen können. Dabei sind die Hütten der Negern so schlecht beschaffen, daß nicht nur überall die kühle Morgen- und Abendluft durchzieht, sondern auch das Feuer, das man darin anmacht um sich zu erwärmen oder seine Speise zuzubereiten, einen Rauch verbreitet, der vielleicht schädlicher ist als der Luftzug.

Kann man nun wohl die Mütter hart tadeln, wenn ihre Kinder ihnen mehr Plage als Freude verursachen, daß sie jedes Mittel ergreifen, die Kinder sich vom Halse zu schaffen? Und wenn nun die Weiber das mütterliche Gefühl verlieren, was kann man von den Männern erwarten, die mehr aus langer Weile und Gewohnheit, als aus Liebe zu ihren Weibern gehen?

Für den Kolonisten wäre es ein leichtes seinen Negern das Leben angenehm zu machen, und seine Ketten mit Blumen zu bedecken. Ihre größten Leidenschaften sind Musik und Tanz; schon der Ton auf einem hohlen

Topf, der Klang einer Schelle, setzt jede Muskel und jeden Nerven des Negers in Bewegung. Hierin scheint der Neger die feinste Federkraft zu besitzen; ein Gefühl scheint durch sein Ganzes zu herrschen, und ein einzelner Ton ist der Druck auf eine Feder, welche die ganze Maschine in Bewegung setzt. Der kalte Europäer ist mit diesem hohen Gefühle unbekannt, und die reine Freude, welche die Natur in das Herz ihrer Kinder gießt, ist für ihm ein Gegenstand des Spottes.

Der Gesang der Negern ist eintönig, und gleicht mehr unterbrochenen Klagen; aber er gießt in die Seele eine sanfte Melancholie.

Ihre Musik besteht aus einer Note und einem Seufzer, und wechselt in ziehenden Tönen und tiefem Stillschweigen. Die dunkle Nacht und das ferne Rufen der Frösche macht dieses nächtliche Konzert äußerst interessant.

Ihr Tanz ist gerade das Gegentheil vom Gesang. Traurig und langsam ist der Gesang, rasch und fröhlich der Tanz. Tausend geschickte Wendungen und Drehungen macht der Neger, und kaum ist das Auge im Stande sie zu verfolgen, und die Ausdrücke der Leidenschaften zu bemerken. Bald steht er in stolzer, bald in demüthiger Stellung da, und mit der unglaublichsten Geschwindigkeit geht er von der Wuth zur Zärtlichkeit über. Sein glühendes Auge weilt auf seiner Tänzerin, deren Bewegungen zwar noch wollüstiger sind als die Blicke, allein

nichts von der Schaam und Unschuld verlieren, die die Frauen auch selbst in den höchsten Augenblicken der Wollust zu erhalten wissen. Sie sind geschickte Priesterinnen dieser Göttin, die ihre Opfer mit dem Schleier der Schaam bedecken; dies sind die Mysterien und Geheimnisse ihrer Religion, die die Männer in Erstaunen setzt, ihre Verehrungen erzwingt, ihre Neugierde zurückhält, um sie desto mehr zu reizen, und Glauben, Zutrauen, Unterwerfung und vor allem Liebe fordert. Nach der klagenden Furchtsamkeit der Tänzerin schießt der Tänzer gedämpfte Töne, die sie wie Feuerfunken auffängt, und auf ihren Tänzer wieder zurückwirft. Das glühende Verlangen scheint dem Manne ein Geschrei zu erpressen, und bei beiden strahlt das ungeduldige Verlangen aus jeder Bewegung, das Vergnügen zu genießen, das sie dem Zuschauer einflößen.

## Fünftes Kapitel.

Anbau der Ländereien in der Kolonie. — Schwierigkeiten eine neue Methode einzuführen wegen des Handels. — Gegenseitige Klagen der Kaufleute und der Kolonisten.

---

Die Gewohnheit, alles durch Neger bearbeiten zu lassen, ist mit einer Menge Schwierigkeiten verknüpft, die sowohl gegen das Interesse der Kolonisten sind, als die Gefühle des Herzens empören. Dies hätte ihnen auch schon längst die Augen öffnen sollen, um auf Mittel zu denken, die große Anzahl der Negern zu vermindern; allein ein bizarres Vorurtheil, das vom Genie geboren und von der Unwissenheit gesäugt wurde, macht sie gegen alle bessern Versuche blind; und selbst einzelne Beispiele einer glücklichen Verbesserung, sind nicht im Stande, sie von ihrem Schlendrian zurück zu bringen. Bei den mehresten herrscht nämlich die Meinung, daß ihre Ländereien nur durch Negerarme könnten bearbeitet werden, und nichts bringt sie von dieser Meinung zurück. Dennoch ist durch die Erfahrung bewiesen, daß das Zukkerrohr eben so gut wächst, man mag das Land ackern, oder Löcher mit der Hacke machen. Führte man nun den Pflug ein, so würde dieser eine Menge Sklaven ersetzen, und für Zugthiere würde man hinlängliche Weide finden.

Dabei müßte aber auch die Erfahrung ein anderes Vorurtheil wegschaffen, wodurch der Viehhaltung gescha-

det wird. Man glaubt nämlich, Dünger tauge nichts auf die Zuckerrohrfelder, weil der Zucker dadurch einen schlechten Geschmack bekäme. Ueberhaupt, sagt man, tragen unsere Felder hundert Jahre ohne Düngung, und Zuckerrohrfelder düngen sich jährlich selbst durch die Menge Blätter.

Erfahrung unterrichtet die Menschen und klärt sie auf, aber bestimmt sie nicht immer; Gewohnheit herrscht zu gewaltig, und Nachlässigkeit ist vielleicht noch unüberwindlicher, wo ein warmes Klima den Sinn für Neuerungen abstumpft. Hierzu kommt noch die Schwierigkeit Akkerleute zu bekommen, die man, wenn man sie ja erhält, theuer bezahlen muß; noch mehr aber wird jede neue Methode durch den Handel verhindert. Martinique hat achtzigtausend Negersklaven, zu deren Unterhalt man jährlich eine Menge eingesalznes Fleisch, Stockfische und andere Handelsartikel nöthig hat; führte man nun z. B. den Pflug ein, so würden sich die Neger um die Hälfte vermindern, und ein Theil des Handels würde dadurch einen gewaltigen Stoß bekommen. Man sieht daher leicht ein, daß gerade der Vortheil des Handels darin besteht, eine jede für ihn nachtheilige Neuerung zu verhindern, und dies ist hier um so eher möglich, da fast alle dahier her handelnden Kaufleute die stärksten Gläubiger der Kolonisten sind. Sie sind daher durch die gemachten Vorschüsse gewissermaßen Besitzer der Pflanzungen, und die Kolonisten sind nichts weiter als ihre Verwalter, die den Willen ihrer Herren befolgen müssen. Zwar ist es sehr schwer den Schuldner aus

seiner Besitzung zu vertreiben, allein das ganze Verhältniß führt desto mehr zu dem schädlichsten Mißtrauen zwischen den Kaufleuten und Kolonisten. Der Kaufmann wird über den ungeheuern Aufwand des Kolonisten verdrießlich, und der Koloniste sucht alle mögliche Mittel, den Kaufmann um einen Theil der Produkte zu betrügen.

Der Landneger, (der von dem Hausneger verschieden ist,) ist in den Kolonien dem Kolonisten das, was in Frankreich der Ackermann dem Pfluge ist, und zur Bezahlung einer Schuld kann er ihm nie genommen werden. Aber ist der Pflänzer zu viel schuldig, so kann ihm der Gläubiger die Pflanzung wegnehmen, das aber dem Schuldner mehr zum Vortheile als zum Nachtheile gereicht. Denn mehrentheils bleibt der Schuldner auf der Pflanzung, und wird Verwalter; und so verliert er dadurch die Sorge, den Aufwand der Kolonie zu bestreiten.

Mitten in Martinique liegen eine Menge fruchtbarer, unbebauter Felder, die wegen der Entfernung vom Meere, und der prallen Abhänge, die man zu übersteigen hat, zu Pflanzungen untauglich sind, wo aber Gras in Ueberfluß wächst. Hier könnte man Zugvieh ziehen, das an das Klima nach und nach gewöhnt würde, und so brauchte man keine Ochsen aus Neu-England, und keine Pferde von Spanien zu holen. Dies würde für Martinique äußerst vortheilhaft seyn, und nicht nur Pöckelfleisch, Butter und Licht, welches Frankreich jährlich dahin führt und über vierhundert Millionen be-

trägt, entbehren können, sondern es würde auch die Arbeit erleichtern und die Anzahl der Negern vermindern.

## Sechstes Kapitel.

Allgemeine physische Bemerkungen über Martinique. — Ansteckende Krankheiten und ihre Ursache. — Ausrottung der Karaiben.

Der erste Winter, den das Regiment Perigord im Jahre 1770 auf Martinique aushielt, war für dasselbe traurig. Diese regnerische Jahreszeit, welche man wegen der gefährlichen und rauhen Witterung den Winter nennt, fängt sich auf dieser Insel mit dem 3ten Julius an, und endiget sich mit dem 3ten oder 4ten Oktober. Die Atmosphäre ist dann ganz von der Sonne erwärmt, die erst im Mai, und dann zum zweitenmal im August, bei der Rückkehr vom Wendekreise des Krebses nach dem Aequator, über die Insel geht. Auf die kühlen Ostwinde folgen dann Süd- und Südwest-, West- und bisweilen Nordwestwinde. Die ersteren kommen über das mittägliche Amerika, die zweiten über Neu-Spanien und die großen Antillen, und die anderen über den westlichen Theil des nördlichen Amerikas. Diese Erdwinde sind immer ungesund, besonders die Südwinde, welche fast beständig wehen. Sie bringen nicht nur Zugvögel, die dann auf den Antillen sehr gemein sind, sondern auch

Wolken, welche von den Dünsten der sumpfigten Ufer des Amazonen- und Oronokko-Flusses sich bilden. Diese Wolken gehen sehr niedrig, weil ihre Bestandtheile sehr schwer sind, werden von den Bergen auf den Inseln aufgehalten, und weil die Luft dünne ist, fallen sie hier auf, und unterhalten drei Monate, während welchen der Südwind herrscht, einen beständigen Regen. Die ganze Gegend, besonders bei Fort-Royal, wird nun beinahe ganz überschwemmt; eine Menge ansteckender verdorbener Dünste steigt durch die Sonnenhitze auf, und verpestet die schon verdorbene Luft noch mehr. Das verdünnte Blut findet nun in der verdünnten Luft nicht mehr den Widerstand, der auf die äußern Gefäße wirkt, und das Gleichgewicht der Feuchtigkeit unterhält, und so wird es in einem solchen hohen Grade aufgetrieben, daß alle natürlichen Verrichtungen unterbrochen werden. Die Ausdünstung wird gehemmt, und die durch sie vorher bewirkten Absonderungen gehen nun ins Blut. Man wird also zu gleicher Zeit von zwei Krankheiten angefallen, nämlich vom Entzündungs- und Gallenfieber, und die Symptome, welche sich vier und zwanzig Stunden vor dem Tode zeigen, sind Kopfweh und Seitenstechen. Das erste Zeichen der Fäulniß ist die gelbe Farbe, die Blutgefäße sind außerordentlich ausgedehnt, das Kennzeichen der Entzündung; und diese Ausdehnung zeigt sich oft in einem so hohen Grade, daß die Blutgefäße zerreissen, und einen Blutfluß bewirken, das immer der Vorbote des Todes ist.

Dies waren die verschiedenen Anzeigen einer furcht-

baren Seuche, welche in den Jahren 1770 und 1771 besonders unter den Französischen Truppen wüthete. Die Menge der Kranken verursachte, daß man Anfangs die Krankheit ganz verkannte, und die schnelle Hülfe, welche man leisten mußte, hinderte die Kunstverständigen an dem hinlänglichen Nachdenken. Die Fäulniß, welche sich im Tode durch schwarze Flecken in der hohlen Hand und an den Fußsohlen zeigte, betrachtete man als eine Art von Skorbut; die gelbe Farbe hingegen, die daher entstand, daß die Galle in das Blut trat, und es auflösete, machte ihnen desto mehr Schwierigkeit; man betrachtete sie als das Zeichen einer neuen Krankheit, die man das gelbe Fieber nannte.

Man nennt diese Krankheit auch Matelot, weil die ersten, die damit befallen wurden, Matrosen waren, welche aus Siam kamen, und alle Mittel, die man anwandte, Aderlässe, Bäder, Brechweinstein, waren nicht im Stande der Krankheit Einhalt zu thun. Ja die Aerzte waren nicht einmal so glücklich, wie die Negerinnen, welche den Kranken mit Zitronensaft rieben, ihn in Tücher wickelten, die mit Zitronensaft angefeuchtet waren, und die ihnen Wasser mit Zitronensaft vermischt zu trinken gaben.

Der Grund der Krankheit liegt unstreitig im Klima; allein hierzu kommen auch noch mehrere Nebenursachen, als heftige Bewegung, starker Gebrauch des Tafia, Umgang mit den Negerinnen u. dergl. m.

Bei den Soldaten kam auch noch ihre Art zu schlafen dazu. In ihrem Hamak haben sie nämlich eine ermüdende Lage, da er zu schmal und zu kurz ist. Der Körper liegt gekrümmt, so daß Füße und Kopf einerlei Niveau haben, der mittlere Theil aber tief liegt, und die Brust zusammengedrückt ist. Dadurch wird das Athemholen erschwert, und beim Erwachen ist man müder, als man sich niedergelegt hatte. Die kühle Morgenluft, die sonst so gesund ist, unterbricht die Ausdünstung, welche durch die Menschen, die zusammenschlafen, vermehrt wird, und wird dadurch der Gesundheit desto nachtheiliger.

Die ungeheure Hitze der heißen Zone wird endlich durch den Ostwind gemäßigt, der hier Passatwind wird. Dieser Wind streicht über die brennenden Sandwüsten Afrikas, und ist für die Bewohner der westlichen Küste erstickend, kühlt sich dann aber bei seinem Striche über das Meer ab, und hat auf die kleinen Antillen einen erquickenden Einfluß. So lange er weht ist die Luft äusserst gesund, allein im Winter muß er anderen Winden weichen, und dann nahen sich auch Krankheiten.

Da unter dem Aequator die Erde bei ihrer Umdrehung um die Achse einen größern Zirkel beschreiben muß, als an den Polen, so muß unter der heißen Zone diese schnellere Umdrehung auch beträchtliche Veränderungen hervorbringen. Unaufhörlich arbeitet und schlägt das Meer gegen die Felsen, und schwemmt die lockere Erde weg, und zwischen Saint-Pierre und Fort-Royal be-

merkt man überall Gewölbe und Höhlen, welche das Meer ausarbeitet. Diese Höhlen müssen sehr tief gehen, denn mit dumpfem Geräusche stürzen sich die Wogen hinein, und weit davon eilen sie brausend wieder heraus. Geht man von Precheur nach der Bucht von Seron an der Küste hin, so kommt man in ein Mannshohes Gewölbe, durch das man ziemlich weit mit Zittern geht; die Meereswogen spülten dieses Gewölbe in Tufstein aus, und noch jetzt steigen sie bei hohem Meere in dasselbe.

Alle diese Ursachen, so wie die Vulkane, welche hauptsächlich vom Meere unterhalten werden, müssen nothwendig auch Erdbeben bewirken.

Den 16ten April 1771 spürte man Abends acht Uhr zu Martinique ein Erdbeben. Alle Thiere, die durch einen innern Instinkt Naturbegebenheiten eher zu fühlen scheinen als die Menschen, gaben auch jetzt durch ihr Geschrei und Heulen die Anzeigen von einem Erdbeben, und vermehrten die Schrecken der Landbewohner. Die Stöße waren zwar kurz, aber desto heftiger, und einige Häuser wurden zerrissen. Eine Stunde später wurden auch die Hütten der Negern in den Städten über den Haufen geworfen, und mehrere todtgeschlagen.

Merkwürdig war das Ereigniß zu **Martinique** bei dem Erdbeben zu **Lissabon**. Es ist bekannt, daß dieses Erdbeben am 1sten November 1755 sich sehr weit erstreckte, und nicht nur in Afrika, in dem Königreiche **Fez** und **Marokko**, sondern auch in Gibraltar bis nach

Dänemark hin verspürt wurde. An dem nämlichen Tage stieg bei Martinique plötzlich das Meer, ohne daß ein Wind oder eine Springfluth vorangieng, und überschwemmte zu drei verschiedenen Malen die Burg Trinité. Der Unterschied zwischen dem Erdbeben zu Lissabon und der Ueberschwemmung zu Martinique beträgt vier Minuten, und wenn diese Bewegung sich bloß den Wassern mittheilte, so machte das Wasser sechzehnhundert Französische Meilen in vier Minuten.

Der Berg Pelee, drei Meilen nordwest von Saint-Pierre, ist zwar nicht so hoch, daß Schnee und Eis auf seinem Gipfel liegt, allein er ist doch immer mit Wolken bedeckt, und scheint sein Daseyn dem Feuer zu verdanken. Auf dem schwarzen, nackenden, unfruchtbaren Felsen wächst auch kein Grasspitzchen, und er giebt eine furchtbare Ansicht. Auf seinem Gipfel ist ein See, der mit dem Inneren in keiner Verbindung steht, sondern bloß ein Behälter des Wassers zu seyn scheint, das die Wolken hier beständig ausgießen. Nach der Tradition war ehemals hier ein Vulkan, der aber jetzt ausgebrannt ist; indessen scheint das Feuer bloß unter der Asche zu glimmen, und scheint der Grund von dem Erdbeben zu seyn. Das warme Wasser, welches an der Seite von Precheur herunter fließt und nach dem Meere geht, beweist das Daseyn von Schwefelschichten und Feuer.

Noch trifft man mehrere warme Quellen in der Ebene von Lamentin an; einige sind zwar vom Meere bedeckt, aber zur Ebbezeit kann man man doch zu denselben kom-

men, und sie beweisen unstreitig das Daseyn eines unterirdischen Feuers auf der Insel.

Mehrere Inseln unter den Antillen enthalten in ihrem Schooße dergleichen große Feuerheerde, die zwar die Menschen in Furcht setzen, aber doch auch wieder dadurch sie sichern, daß die Flammen einen Ausgang haben. Ueberhaupt kann man die Antillischen Inseln einen Archipel nennen, der aus mehr als dreihundert und sechzig großen und kleinen Inseln besteht, die bloß Trümmern eines großen Landes sind, das von außen durch das Meer, und von innen durch das Feuer untergraben wurde.

Auf den fruchtbaren, und unter einem glücklichen Klima liegenden Inseln findet man keine Spur der ersten Bewohner mehr; ein rother Karaibe ist jetzt eine Seltenheit. Die ersten Niederlassungen in diesen Gegenden wurden mit dem Blute einer schwachen, unglücklichen Menschenrasse gegründet, und mit dem Verluste der Freiheit einer andern verbessert. Um sich des Besitzes ganz zu versichern, mußte man die ersten Bewohner ganz ausrotten, und um den Besitz zu benutzen, mußte man einer andern, die mehr als fünfzehnhundert Französische Meilen entfernt ist, die Sklavenfesseln anlegen. So verlangt also das Glück von Europa die Vernichtung der Amerikaner, und das Unglück der Afrikaner. Das traurige Andenken der ersten, und der zerreißende Anblick der letzten machen mit dem Europäischen Glanz den auffallendsten Kontrast, und bleiben für letztern ein ewiger Vor-

wurf; und selbst der Tod, den ihre Begierde in Amerika findet, kann ihr Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht haben, nicht auslöschen. Nun, da sie kein fremdes Blut mehr haben, ihre Mordbegierde abzukühlen, kehren sie die Waffen gegen sich selbst, Uneinigkeiten und Blutbäder reißen bei ihnen ein, und die Englischen Güterbesitzer, die von ihren Brüdern gemordet werden, sind eben so viele Opfer, die den Manen der unglücklichen Amerikaner gebracht werden. Im fünfzehnten Jahrhunderte fiengen die Spanier zuerst an die Bewohner dieser Inseln zu morden, und im achtzehnten Jahrhundert suchten die Engländer sie vollends zu vertilgen.

Im Jahre 1660 übergaben die Engländer mit den Franzosen einverstanden, dem kleinen Rest der Karaiben, die den vorhergehenden Blutbädern entgangen waren, die Insel Dominique und Saint-Vincent. Sie betrachteten also etwas als ihr Eigenthum, das ihnen gar nicht gehörte, und verjagten die rechtmäßigen Besitzer von ihrem Eigenthume. Ein großer Theil dieser Unglücklichen flohe nach Saint-Vincent, und verband sich in der Folge mit einer Anzahl von Schwarzen. Die Tradition nennt diese Schwarzen Afrikaner, welche bei dieser Insel Schiffbruch litten, sich die Schiffsoffiziere vom Halse schafften, und von den Karaiben freundschaftlich aufgenommen wurden. Bald wurden, man weiß nicht aus welchem Grunde, die Schwarzen mit den Weißen uneinig, und die Franzosen auf Martinique reizten und unterhielten die Uneinigkeit. Die Schwarzen waren stark und wild, und unterstützt durch den Rath

der Franzosen, hatten sie die Rothen bald ausgerottet oder verjagt. So wurde denn der schwarze Karaibe, der sich von dem Negersklaven durch nichts als die platte Stirne auszeichnet, Besitzer dieser Länder, und genoß Freiheit, Privilegien und alle Rechte, die dem rothen Karaiben gehörten, die ihm aber die Europäer zugestanden, weil er sich mit ihnen in einerlei Falle befand, und beide Usurpators waren. So blieben sie ohne irgend einen Widerspruch im ruhigen Besitze ihrer Gerechtsame, bis der König von England sich einbildete, er habe das Recht, alles was er im neuen Kontinent erobere, als sein Eigenthum zu betrachten, und so geriethen denn auch diese armen schwarzen Karaiben in den Fall, daß man sie als Usurpatoren betrachtete. Man hatte allerlei Vorwände, sie von ihrem Eigenthume zu verjagen, sie nahmen nämlich die Maronennegern *) auf, sie ließen das fruchtbarste Land unbebaut liegen, und selbst im Jahre 1533, wo König Heinrich VIII. Anna von Boulen heurathete, und vom Pabst in den Bann gethan wurde, waren diese Unglücklichen noch nicht getauft; und so war der Untergang dieser Unglücklichen beschlossen.

Der Chevalier Young, Gouverneur von Dominique, ein Mann, der durch seine Reisen sich viel Kenntnisse erworben hatte, versammelte die nächsten Englischen Truppen, und marschirte gegen Saint-Vincent. Der heftige Widerstand, den die Karai-

*) Entflohene Negersklaven. D. H.

den hier leisteten, machte die Engländer zaghaft, und sie baten daher die Regierung von Martinique, ihren Feinden kein Pulver und keine Flinten zu schicken; allein sie erhielten die Antwort, alles, was zum Handelsverkehr gehörte, könnten sie nicht aufheben. Die Englischen Schaluppen würden bei der Landung überfallen und versenkt, und dann zogen sich die Karaiben in die dicken Wälder zurück, wo sie unsichtbar tödtliche Pfeile auf die Engländer schossen, die sich nicht trauten, sie in dem Dickicht zu verfolgen. Die Karaiben führten zwar Flinten, allein die Franzosen verkaufen ihnen nur sehr schlechte, weil sie es nicht verstehen; und diese nutzen ihnen weniger als die Pfeile, mit denen sie sehr gut umzugehen wissen. Diese Pfeile bestehen aus einem dünnen geraden Stückchen Rohr, vier bis fünf Fuß lang, an das vorne ein Stückchen sehr hartes Holz, sechs Zoll lang, mit einer zierlichen Schnur befestigt wird. Dieses Stückchen Holz ist piramidenförmig, und die Ecken sind gezahnt, und haben äußerst scharfe Spitzen, die leicht abbrechen. Viele dieser Spitzen bleiben mehrentheils in der Wunde, wenn man den Pfeil herauszieht, und was nicht abbricht, zerreißt die Wunde desto schmerzhafter. Dieses Holz ist mit einer gummiartigen schwarzen Masse überzogen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Masse aus dem Safte des Mancenillenbaums besteht.

Doch mehr als diese mörderischen Waffen wirkte die unerträgliche Hitze; der Feind, den man verfolgte, war stets auf seiner Hut, in Wäldern versteckt, und im Besitz der Quellen. Hierzu kam noch ein Gerücht, daß

die Karaiben diese Quellen vergifteten, und dies verbreitete unter den Engländern ein allgemeines Schrecken. Zaghaft zogen sie sich vor den Karaiben zurück, als der Friede 1772 den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Die Friedensartikel sind freilich so, daß sie vor ihrem künftigen Untergange nicht gesichert sind, und ihre undurchdringlichen Wälder waren allein ihre einzige Sicherheit; allein da sie bei dem Frieden zugestanden, daß Wege eröffnet wurden, so erleichterten sie dadurch auch ihren Feinden den Transport von Kriegsmunition, und es ist nun leicht auch diese letzte Klasse der Karaiben auszurotten.

Da die Karaiben Freunde der Franzosen sind, so kommen sie mehrentheils im Winter nach Martinique, um Tauschhandel zu treiben. Sie bringen Körbe, Hamaks von Aloe, Schnuren von Pite, Bogen und Pfeile, und tauschen dagegen Pulver, Flinten und Branntwein ein. So oft sie kommen, schicken sie Abgeordnete an den Gouverneur und den Intendanten, um ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Im Jahre 1772 sahe ich eine solche Gesandtschaft, deren Anführer ein altes gesticktes Scharlachkleid und einen alten Bordenhut trug, übrigens aber ganz nackend war. Er sprach ziemlich lebhaft, und trank dann die Gesundheit aller Anwesenden.

Ihre Fahrzeuge bestehen aus einem ausgehöhlten Baume, man nennt sie Pirogen und sie werden durch Segel und Pagaien getrieben. Diese Pagaien sind eine

Art Ruder, drei bis vier Fuß lang, die man aber nicht horizontal sondern vertikal bewegt, um das Fahrzeug fortzutreiben. Die Karaiben sind vortreffliche Schwimmer, und stürzt auch das Fahrzeug um, so richten sie es schwimmend bald wieder auf.

---

# Zugabe.

# Zugabe.

## I.

### Allgemeine Uebersicht der Insel Martinique.

Die Insel Martinique ist nächst der (jetzt beinahe ganz verlornen) Insel St. Domingo die wichtigste und reichste von den Französischen Antillen. Sie liegt unter 14° 33′ nördl. Breite und 63° 18′ westl. Länge von Paris (=316° 42′ östliche Länge von Ferro) und ist von der Nordwestspitze bis zur Südostspitze 19 Französische Meilen lang, hat in ihrer größten Breite 9 Französische Meilen, und im Umfange, die Buchten mitgerechnet, 56 Französische Meilen.

Diese Insel hieß bei ihren Urbewohnern, den Karaiben in ihrer Landessprache: Madianna.*) Die Spanier, welche sie entdeckten, legten ihr den Namen bei, den sie noch jetzt führt. Im Jahre 1635 nahmen die Franzosen von St. Christoph aus Besitz von dieser Insel, und behaupteten sich bisher darin, ob sie ihnen gleich schon einige Male im Kriege entrissen ward, wurde sie ihnen beim Friedensschlusse immer wieder zurückgegeben.

Sie ist bis auf die Küsten beinahe ganz mit Bergen von 1200 bis 1500 Toisen Höhe bedeckt, zwischen welchen sich schauerliche Abgründe und Schluchten befinden. Dennoch ist der Boden überall ungemein fruchtbar, doch klagt man darüber, daß er nach und nach erschöpft werde, und daß seine Ergiebigkeit abnehme.

Die Insel ist auch wohl bewässert; denn man zählt der Küstenflüsse und Bäche über vierzig.

Einen andern Vortheil gewähren ihr die vielen Buchten und kleinen Baien, mit welchen sie umgeben ist, und welche hier Culs de sac (Sacklöcher, Sackböden) genannt werden.

*) Nach Andern Madanina. (M. s. Labat's Reisen, im XVII. Bde der Allg. Hist. d. Reisen. S. 495.)

2.

## Volkszahl und Viehbestand.

Die Insel Martinique zählte im Jahr 1700

a) Einwohner:

| | | |
|---|---|---|
| Weiße = = = = | 6597 | 21670 |
| Mulatten, Frei=Negern, Karaiben | 507 | |
| Negersklaven = = = | 14,566 | |

b) Viehbestand:

| | | |
|---|---|---|
| Pferde, Maulthiere und Esel | 3668 | 12,885 |
| Hornvieh = = = = | 9217 | |

Im Jahre 1767 lebten in 28 Kirchspielen:

| | | |
|---|---|---|
| Weiße = = = | 12,450 | 85,260 |
| Mulatten und Frei=Negern | 1814 | |
| Negersklaven = = = | 70,553 | |
| Maronen, oder flüchtige Negern | 443 | |

Der Viehbestand war in demselben Jahre:

| | | |
|---|---|---|
| Pferde = = = = | 3776 | 35,178 |
| Maulthiere = = = | 4214 | |
| Esel = = = = | 293 | |
| Hornvieh = = = = | 12,376 | |
| Schweine = = = | 975 | |
| Schafe und Ziegen = = | 13,544 | |

Die Bevölkerung bestand im Jahre 1779 (nach Nekkers Angabe) in

| | | |
|---|---|---|
| Weißen = = | 11,619 | 85,779 |
| Mulatten und Frei-Negern | 2892 | |
| Negersklaven = = | 71,268 | |

Im Jahre 1784 zählte man:

| | | |
|---|---|---|
| Weiße = = = | 10,150 | 82,220 |
| Mulatten und Frei-Negern | 3472 | |
| Maronen = = = = | 282 | |
| Negersklaven = = | 68,316 | |

Die Zählung vom Jahre 1788 gab:

| | | |
|---|---|---|
| Weiße = = = = | 10,603 | 88,870 |
| Mulatten und Frei-Negern = | 4851 | |
| Negersklaven = = = | 73,416 | |

(Die Zahl der Mulatten und Negern hatte also zugenommen, während die der Weißen verhältnißmäßig sehr beträchtlich abgenommen hatte.)

Jetzt schätzt man die Zahl der sämmtlichen Bewohner dieser Insel auf 100,000.

---

### Anbau und Viehbestand.

Im Jahre 1784 zählte man hier:

Zuckermühlen und Plantagen = = = 305

| | | |
|---|---|---|
| Wassermühlen | = = = = = = | 134 |
| Thiermühlen | = = = = = = | 169 |
| Windmühlen | = = = = = = | 16 |
| Quadrate von Zuckerrohrpflanzungen | = | 12,401 |
| Kaffee=, Baumwollen=, Kakao= und Lebensmittelplantagen | = = = = = | 1793 |
| Zum Lebensunterhalt. | Maniokgruben | 17,930,596 |
| | Bananasbäume | 3,509,048 |
| | Quadrate mit Yamswurzeln und Pataten bepflanzt | 406½ |

An Vieh fand man auf dieser Insel:

| | | |
|---|---|---|
| Pferde, alte und junge | = = | 2205 Stücke |
| Rindvieh | = = = = | 8681 — |
| Schafe, Ziegen und Schweine | = | 12,434 — |
| Esel | = = = = | 209 — |
| Maulthiere und Maulesel | = = | 4,773 — |

Man kann die Eigenthumsbesitzer auf dieser Insel in vier Klassen theilen:

1) Die Besitzer der großen Zuckerplantagen, die zusammen etwa 12,000 Negern beschäftigen.

2) und 3) Die Besitzer der mittlern und kleinern Zuckerplantagen mit ungefähr 9000 und 2000 Negern.

4) Die Besitzer der Kaffee=, Kakao=, Baumwollen= und Maniokplantagen, mit etwa 12,000 Negern.

Die übrigen Negern werden zum Hausdienste, zum Fischfange und zur Schiffahrt gebraucht.

Der Krieg hat dieser Insel großen Schaden gethan und ihren Handel sehr zerrüttet. Nur der Friede kann seine Widerherstellung bewirken.

---

### 3.

## Handel von Martinique.

---

Die Hauptprodukte der Insel Martinique sind: Kaffee, Zucker, Baumwolle und Indigo.

Der hiesige Zucker, ob er gleich sehr schön ist, wird doch nicht für so gut gehalten als der von St. Domingo; hingegen ist der Kaffee von Martinique weit besser als der von St. Domingo; ob dies von der Verschiedenheit des Bodens, oder davon herrührt, daß der Kaffee schon früher hieher verpflanzt wurde? Diese Verpflanzung geschah im Jahre 1726, indem Hr. Declieux Kaffeepflänzen dahin brachte, die er aus dem königlichen Garten erhalten hatte, wohin sie von der Ostindischen Kompagnie geschenkt worden waren.

Die Ausfuhr dieser Kolonie nach Frankreich betrug im Jahre 1788

| | Quantität | | Werth | |
|---|---|---|---|---|
| Rohzucker | 18,795 | Ctr. | 686,000 | Liv. |
| Gereinigter Zucker | 137,945 | = | 8,027,000 | = |
| Hutzucker | 119,453 | = | 5,049,000 | = |
| Kaffee | 68,161 | = | 8,315,000 | = |
| Baumwolle | 11,550 | = | 2,355,000 | = |
| Indigo | 10 | = | 10,000 | = |
| Verschiedene andere Produkte | | | 675,000 | = |
| | | Summe | 25,640,000 | Liv. |
| An Fremde wurden verkauft, Waaren für: | | | 7,717,000 | Liv. |
| | | Totalsumme | 33,357,000 | Liv. |

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Dagegen wurden eingeführt:

| | | |
|---|---|---|
| Aus Frankreich, an Französ. Produkten und Waaren für | 15,133,000 | Liv. |
| Von Fremden und an fremdrn Waaren für | 9,198,000 | = |
| Summe | 24,331,000 | Liv. |

Ueberschuß zu Gunsten von Martinique 9,026,000 Liv.

In demselben Jahre beschäftigte der Transport der Waaren hin und her zwischen Frankreich und Martinique 136 Schiffe zusammen von 23,736 Tonnen.

Die drei vorzüglichsten Häven der Insel sind: Fort-Royal (nachmals: Fort-Libre oder Fort-National — Saint-Pierre und Trinité. — Außer diesen drei Hauptorten giebt es hier noch 17 Flecken und Dörfer.

Saint-Pierre ist der Mittelpunkt des hiesigen Handels. Diese Stadt hat 1800 Häuser.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Romanet, Joseph,

Reise nach der Insel Martinique nebst einer kurzen Beschreibung derselben ;
mit einer Charte

Weimar 1805

It.coll. 85,A-19,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465724-0